

„Zeit zum Leben mit allen Sinnen“ –

Predigt zu Lukas 12,16-21

LIEBE GEMEINDE,

Erntedankfest – ich erinnere mich, wie ich früher meiner Mutter geholfen habe, unsere Dorfkirche im südlichsten Oberbayern zu schmücken. Es war eine Sache der Ehre, die schönsten Zucchini, die prächtigsten Krautköpfe, Tomaten und Gurken vor den Altar zu schleppen und kunstvoll zu arrangieren. Dazu kamen dann herrliche Sonnenblumen und strahlend violette Astern – ein Genuss für alle Sinne. Gaben anderer prüfte meine Mutter, die als Mesnerin aushalf, sehr genau. Nichts, was von Würmern angefressen oder von der Sonne verbrannte Blätter hatte, konnte vor ihren Augen bestehen. Der Dank für alles, was wir im vergangenen Jahr empfangen hatten, sollte großartig ausfallen. Nur das Schönste war es wert, dem Herrgott als eine Art Opfer dargebracht zu werden.

In vielen Kirchengemeinden ist das heute auch so: Geschmückte Altäre und Altarstufen, zufriedene Gesichter. Andere werden sich heuer sehr schwer tun, etwas zu finden, was sie als Zeichen ihrer Dankbarkeit herbei tragen könnten. Sie werden sich sehr schwer tun, sich überhaupt über das vergangene Jahr zu freuen. Die Folgen der Flut im vergangenen Jahr sind noch nicht überall überwunden, die Milliarden-

schäden keinesfalls ausgeglichen. Ausgefallene Ernten sind nicht einfach durch neue zu ersetzen, vernichtete Existenzen werden nicht von heute auf morgen wieder aufgebaut. Mancherorts haben heuer zuerst Hagel und dann Trockenheit für weitere Schäden in der Landwirtschaft gesorgt. Ich kann mir gut vorstellen, dass es da vielen nicht nach Lob und Dank zumute ist.

Wie so oft im Leben herrscht an diesem Feiertag eine ambivalente, eine gesplittete Stimmung: Einerseits Freude, über das, was in diesem Jahr auch wieder unsere Tische sich biegen lässt: Einheimische Köstlichkeiten und exotische Genüsse aus fernen Ländern. Andererseits das Wissen darum, dass nicht wenige Kinder und Erwachsene hierzulande in ihrem Zuhause, in den Grundlagen ihrer Einkünfte bedroht sind. In den armen und ärmsten Gebieten der Erde nagen Kleine und Große am Hungertuch und wissen nicht, wie sie über den nächsten Tag kommen sollen. Wenn Sie, liebe Gemeinde, heute solche gemischten Gefühle haben, dann ist das gut christlich. Denn zu unserem Glauben gehört Realismus untrennbar hinzu – eine klare Wahrnehmung von Glück und Freude, zugleich von Not und Leid.

Das Bibelwort für das heutige Erntedankfest spiegelt diesen christlichen Sinn für die Wirklichkeit sehr dramatisch wider. Es steht im Evangelium des Lukas, im 12. Kapitel:

Und er sagte ihnen ein Gleichnis und sprach: Es war ein reicher Mensch, dessen Feld hatte gut getragen.

Und er dachte bei sich selbst und sprach: Was soll ich tun? Ich habe nichts, wohin ich meine Früchte sammle. Und sprach: Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen, und will darin sammeln all mein Korn und meine Vorräte und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!

Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wem wird dann gehören, was du angehäuft hast? So geht es dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich bei Gott. *Lukas 12,16-21*

Mich hat dieses Gleichnis Jesu von Kindesbeinen an erschreckt und fasziniert zugleich. Erschreckt hat es mich, weil der Kornbauer sich doch eigentlich vernünftig verhält. Er sät und erntet, erntet mehr, als er selbst im Augenblick braucht – das spricht für gute Planung und Bewirtschaftung. Er schafft einen Vorrat und sorgt damit für die Zukunft vor. Er ist mit seiner Familie gut abgesichert und freut sich darüber. Davon abgesehen kann er auch anderen etwas abgeben – an Bedürftige etwas verschenken, den Kunden seine landwirtschaftlichen Produkte verkaufen, an die, die sie weiter vermarkten oder direkt ab Hof, wie es heute sehr beliebt ist. Er trägt wie ein guter Bauer nicht allein zum eigenen, sondern auch zum Wohl der anderen mit bei. Solche Landwirte brauchen wir. Was um Himmels willen soll an dieser sorgfältigen Planung falsch sein?

Wir alle müssen vorsorgen: Für unser Alter, wie uns nachdrücklich und immer eindringlicher von unserer Regierung eingeschärft wird, für Krankheit oder Arbeitslosigkeit. Die Sozialsysteme werden zusehends abgebaut und wir sind mehr denn je auf unsere eigene Vorsorge angewiesen. Versicherungen haben keine Existenzprobleme, weil Bürger und Bürgerinnen unseres Landes sich gegen tatsächliche Gefahren und alle mögliche Risiken abgesichert haben: Einbruch, Fahrraddiebstahl, Glasbruch inklusive Ceranfelder, Verlust des Reisegepäcks, Überspannungsschäden – es gibt nichts, wofür es nicht auch eine Versicherungspolice gäbe. Hat man alles unterschrieben, lehnt man sich gemütlich, wenn auch um einige Euro erleichtert, zurück und denkt: Jetzt kann mir eigentlich nichts mehr passieren; ich habe alles im Griff.

Menschen werden pensioniert und sagen beim Eintritt in den Ruhestand: Jetzt habe ich Zeit. Nun werde ich nach den Jahren der ewigen Plackerei endlich an mich denken – Bücher lesen, ins Theater und ins Kino gehen, verreisen. Ich werde meine Freunde treffen und mein Leben so richtig genießen. Nun kommen die Jahre, in denen ich die Fülle haben werde. Liebe Gemeinde, merken Sie, wie es einem beim Nachdenken allmählich enger zumute wird, wie sich Besorgnis in die eigenen Gedanken schleicht? Es ist alles so richtig und so vernünftig, es ist alles so praktisch und wichtig – und dennoch kriegt man allmählich das Gefühl, da geht was schief. Viele von uns kennen ja selber Menschen, die kurz nach der Pensionierung gestorben sind – lebenslustig im besten Sinne des Wortes, voller Abenteuer- und Tatendrang. So vieles wollten sie noch erleben...

Das Gleichnis ist erschreckend. Gott, so erzählt Jesus, spricht mit dem scheinbar so klugen Bauern noch kurz vor dessen Ende. Und er sagt nicht: „Bist ein fleißiger

Kerl! Du hast es zu was gebracht in deinem Leben, kannst stolz auf dich sein.“ Gott sagt: „Du Narr.“ Das geht mir durch Mark und Bein. Man schuftet sich halb zu Tode, lässt keine Anforderung aus, reagiert auf jede Herausforderung, plant, sorgt, bedenkt alle Eventualitäten und dann so was: Du Narr, du Närrin! Eine harte, eine bittere Anrede. Man hat das Gefühl: Der Kornbauer, wir selbst haben sie nicht verdient, diese harsche Bezeichnung. Aber vielleicht ist das ja das Schlüsselwort: Verdienen. Vielleicht müssen wir uns in unserem Leben manchmal so unmissverständlich anreden und aufrütteln lassen.

Was haben wir denn verdient? Wir bekennen in unserer evangelischen Kirche immer wieder, dass wir gerechtfertigt sind allein aus Gnaden. Nichts, was wir tun, keine eigene Leistung, macht uns vor Gott gerecht.

Er ist es, der uns seine Liebe ohne jede Voraussetzung schenkt. Unser Ansehen, unsere Würde haben wir von Gott, ohne dass wir etwas dazu tun oder wegnehmen könnten. Wenn das so ist, wenn wir das glauben, dann sollten wir auch danach leben. Engagement, Leistung und Stolz auf das Erreichte haben da durchaus ihren Platz – aber sie müssen eingebettet sein in das Bewusstsein: Was ich bin und habe, habe ich von Gott, bin ich bei ihm.

Das relativiert zunächst einmal die Selbstzufriedenheit und das Gefühl: Ich habe das erreicht, was mache ich als nächstes, ich werde auch mit den neuen Plänen Erfolg haben ... Martin Luther hat immer gewarnt vor dem „homo in se incurvatus“, dem Menschen, der in sich verkrümmt ist, der nur noch sich selbst sieht, der keinen Draht mehr hat zu Gott und den Mitmenschen und der sich damit den eigenen Lebensfaden abschneidet.

Dem Gleichnis vom Kornbauern vorangestellt ist eine Warnung Jesu vor Habgier. Wer Besitz und Macht zu seinen

Götzen macht, der gerät leicht unter ihre Kontrolle, wird von ihnen besessen – getrieben von der Angst, etwas zu verlieren, von dem Verlangen, mehr zu haben, mehr zu sein. Erfolg, Karriere, Börsenkurse und Verkaufspreise sind wichtiger als menschliche Nähe. Partnerschaft und Familie kommen zu kurz; Mitarbeitende werden gescheucht und nur wahrgenommen, wenn sie etwas falsch gemacht haben. Der Mensch selbst geht vor die Hunde, weil kein Raum, keine Zeit mehr ist, um zu leben mit allen Sinnen. Wie närrisch, nach getaner Arbeit nicht zu ruhen, sondern sofort das nächste Vorhaben in Angriff zu nehmen. Wie verquer, das eigene Leben zu vertagen auf später, auf irgendwann, wenn einmal Zeit dafür sein sollte.

Mir wird immer deutlicher, warum Jesus Gott in diesem Gleichnis so knüppelhart reden lässt. Es geht nicht darum, dass einer sich nicht über seinen Besitz, seine Ernte, seine Erfolge freuen dürfte. Natürlich sollen wir das – dankbar sein über alles, was uns gut von der Hand gegangen ist und was wir unter „gelungen“ verbuchen können. Aber wir sollen unsere Arbeit, unsere Leistung nicht zum Maß aller Dinge erheben, auch nicht die beständige Sorge um alles und jeden. Wir sollen leben lernen! Jesus will uns entlasten – damit wir unser Leben nicht verschieben, sondern hier und jetzt schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist. Er hat keinen Gefallen daran, wenn wir das kostbare Geschenk unseres Daseins zurückweisen, uns selber zerstören und auf unserem Grabstein irgendwann steht: „Sein ganzes Leben war Pflichterfüllung“.

Gottes Sinnen und Trachten geht dahin, dass wir atmen, aufatmen, uns freuen an dem, was uns an Gaben und Fähigkeiten gegeben ist und dass wir immer wieder auch ausruhen von all dem, was wir so emsig betreiben. Gott selbst, so berichtet die Bibel, hat am siebten Tag

geruht. Der Schöpfergott hat es einmal gut sein lassen, um sich sein Werk in Ruhe zu betrachten. Wir brauchen diese Pausen auch, brauchen eine gewisse Distanz, um uns anzuschauen, was wir gemacht haben – daraus erwächst zunächst einmal die Begeisterung über das Erreichte, die manchmal notwendige Selbstkritik an dem, was man gemacht hat und der Elan, um neue Taten in Angriff zu nehmen. Ohne solche schöpferischen und spirituellen Pausen rast man wie der sprichwörtliche Hamster im Rad herum, um dann irgendwann in die Knie oder auf den Boden zu gehen.

Wahrhaft reich ist der Mensch, der weiß, dass alles, was wir haben, von Gott kommt – und der sich freut über die Pfunde, mit denen er in Gottes Auftrag wuchern kann, über die Talente, die er oder sie nicht vergraben, sondern zum eigenen Nutzen und zum Wohle anderer gebrauchen soll. Bei Gott reich ist, wer ihn Gott sein lässt und sich nicht anderen Götzen bis zur Selbstaufgabe unterwirft. Himmlische Schätze auf Erden sammelt, wer den Sabbat, den Sonntag heiligt und sich nicht zum Sklaven des eigenen Terminkalenders macht. Gewiss müssen manche Aufgaben auch in Kirche und Landwirtschaft am Sonntag erfüllt werden. Aber recht verstanden, sind sie nach Martin Luther ein wahrer Gottesdienst – zumal dann, wenn die Zeiten für erholsame Besinnung und erquickendes Gebet auch noch vorhanden sind. Kein Mensch kann auf Dauer nur arbeiten.

Jesus selbst war einer, der Essen und Trinken, der Feste und Freunde liebte. Unsere Lebensfreude ist uns vergönnt. Ausgebrannt kann man kaum für andere entflammen, ist es unmöglich, sich brennend vor Leidenschaft um Nächste und Fernste zu kümmern. Kraft, um das Elend zu bekämpfen, hat ein Mensch nur, wenn er oder sie auch Sinn für Lebensgenuss hat,

Lust am Schönen in sich spürt und Dank sagen kann für alles, was er oder sie empfängt. Seit vielen Jahren begleitet mich ein Text aus den Tagebüchern von Max Frisch. Der Schriftsteller schreibt darin, dass keine Behörde eine Liste der Dankbarkeiten von uns verlangt. Steuererklärung ja, alle möglichen Formulare müssen ausgefüllt werden – aber eben keine Liste der Dankbarkeiten. Max Frisch spielt mit dieser Idee und benennt das, wofür er dankbar ist.

Mir hat sich das seit meiner Studentinnenzeit so eingeprägt, dass ich jedes Jahr am Erntedankfest innerlich eine solche Liste für mich aufstelle: Ich freue mich über die Menschen, die mich mögen und die ich lieb habe. Ich bin dankbar für meine Arbeit, für die freie Zeit, für Gespräche, für Essen und Trinken ... die Liste ist sehr lang. Wenn Sie, liebe Gemeinde, sich heute die Zeit nehmen, um auch einmal eine solche Liste für sich zu machen, werden Sie viel Erfreuliches festhalten können. Es kann auch sein, dass Sie entdecken, was Sie noch nötig haben. Auch das ist ein Gewinn – sich klar zu machen, woran es im eigenen Leben fehlt. Wenn Sie wissen, worum Sie bitten möchten und was Sie selber oder andere für Sie tun können, ist Veränderung zum Guten hin möglich. Sagen muss man es halt.

Erntedank 2003 – ich hoffe und wünsche von Herzen, dass Ihre eigene Bilanz erfreulich ausfällt und Sie heute ganz viel zu danken haben für den Segen, der Ihnen zuteil geworden ist. Amen. <<